



Halt und Haltung*

„Halt“ und „Haltung“ sind zwei Schwergewichte unter den deutschen Wörtern. Aber à la mode sind sie nicht, und folglich auch nicht sehr gebräuchlich. Schwergewichte sind ja überhaupt nicht sehr stilbildend in modischen Angelegenheiten. Da geht es lean und light und smart zu, da haben solche schweren Brocken nichts verloren.

Aber woher kommt denn diese Gewichtigkeit, mit der „Halt“ und „Haltung“ sich herumschleppen in der längst sehr erträglichen „Leichtigkeit des Seins“ (Milan Kundera)? Sie haben eine unerhörte Last an Bedeutungsvielfalt zu tragen, aber nicht nur das: Sie sind in sich selbst höchst widersprüchlich. Es ist nicht leicht, sie dingfest zu machen, sich einen Begriff von ihnen zu bilden, der einem seriösen Argument standhielte. Ich bin überzeugt, mehr noch: sicher, dass in diesem Raum so viele Vorstellungen darüber, was es mit dem „Halt“ auf sich hat und was „Haltung“ sei, herumschwirren, wie Personen hier versammelt sind.

Nun ist das keine Besonderheit dieser beiden Begriffe. Es ist vielmehr so, dass jedes einzelne Wort, das im Laufe eines Lebens von einer Person angeeignet wurde, in seiner Bedeutung, seiner Farbe, seinem Klang, seiner Stimmung eine unverwechselbare Geschichte hat. Wortbedeutungen werden uns in den jeweils Hunderten von konkreten Begegnungen, Sprech- und Hörakten, in denen sie im Leben jedes Einzelnen auftauchten oder gebraucht wurden, buchstäblich eingefleischt. Jede Wortbedeutung ist ein Unikat. Es ist immer eine Unterstellung, wenn ich davon ausgehe, dass für dich

**Marianne
Gronemeyer**

*Jede Wortbedeutung ist
ein Unikat.*

* Vortrag auf dem DGTA-Kongress in Lindau, 2019.

ein beliebiges Wort genauso tönt, klingt, sich färbt, sinnhaft ist, wie für mich. Dass wir jemals Konsens haben, also eines Sinnes sein könnten, ist eine Illusion.

Es gehört zur *conditio humana*, zu den Bedingungen unseres Menschseins, dass wir die Erfahrung des oder der anderen nicht erfahren können, nie erfahren haben und auch nie erfahren werden. „Jeder ist für den Anderen unsichtbar“, schreibt der Antipsychiater Ronald D. Laing (1969, S. 12). Und Eugen Rosenstock-Huussy, ein fast ganz vergessener großer Denker des vorigen Jahrhunderts, beschreibt diese Grenze zwischen Ich und Du so: „Nicht zwei Menschen können dasselbe denken. Sie bilden es sich nur ein. Je mehr sie es sich einbilden, desto weiter pflegen sie voneinander entfernt zu sein. Am ehesten verstehen sich noch die Menschen, die eine Ahnung dieses Sachverhalts haben, die da wissen, dass in Worten ‚keine Brücke führt von Mensch zu Mensch‘, die großen Einsamen“ (1963, S. 661).

*Aber wie können wir
dann wissen, worüber wir
miteinander sprechen?*

Aber wie können wir dann wissen, worüber wir miteinander sprechen? Und wie könnte ich hier zum Beispiel sicherstellen, dass Sie das von mir Gesagte so verstehen, wie ich es meine? Dass Sie es also „richtig“ verstehen? Das kann ich allem pädagogischen Größenwahn zum Trotz überhaupt nicht sicherstellen und sollte es auch nicht wollen. Ich komme auf diese deprimierende – oder vielleicht gar nicht so deprimierende – Einsicht noch zurück. Einstweilen will ich bekennen, dass ich den Wunsch, mich Ihnen und mir selbst trotz alledem verständlich zu machen, nicht aufgegeben habe. Und darum habe ich getan, was ich immer tue, wenn ich es mit so widerborstigen, sperrigen Worten, wie sie „Halt“ und „Haltung“ nun einmal sind, zu tun bekomme: Ich schaue mich um in der Umgebung des fraglichen Wortes, in seiner sprachlichen Verwandtschaft und Familiengeschichte, dann aber auch in der Nachbarschaft der Synonyme und Antonyme, um Differenzen und Ähnlichkeiten zu „erschnuppern und erschnüffeln“ (Ivan Illich). So hat Ivan Illich, mein wichtigster Lehrer, diese Spurensuche charakterisiert und sie damit der Nase anvertraut.

Spurensuche „Halt“ und „Haltung“

Ich lade Sie ein, mir bei dieser Spurensuche ein paar Minuten zu folgen: Die Begriffe „Halt“ und „Haltung“ haben scheinbar eine sehr überschaubare Familiengeschichte, sie stammen vom Verb



„halten“ ab. Wenn ich meine einschlägigen Lexika nach der Bedeutungsgeschichte von „halten“ durchstöbere, erfahre ich, dass *halten* ursprünglich im Umgang mit dem Vieh seinen Sitz im Leben hatte und „hüten – schützen – bewahren“ bedeutete und daraus folgend den Sinn von „festhalten“ annahm (Kluge 1989, S. 289). Das verweist darauf, dass sich in der „Haltung“ ein konservatives (antimodisches) *und* ein fürsorgliches Element als Spur bewahrt haben könnte. Das Ausgangsverb „halten“ ist aber dann, was die Bedeutungsvielfalt angeht, ein wahrer Verwandlungskünstler. Es gibt kaum ein Präfix, mit dem dieses Verb sich nicht liiert hätte. Das Herkunftswörterbuch des Duden listet diese zusammengesetzten Verben alphabetisch, aber beileibe immer noch nicht vollständig auf. Ich wähle einige von ihnen aus, und diese Auswahl ist bereits sehr subjektiv. Es sind diejenigen, die gut zu meinem „Vor-Urteil“ über das, was eine Haltung ausmache, passen.

*Es gibt kaum ein Präfix,
mit dem dieses Verb sich
nicht liiert hätte.*

Der Reigen wird eröffnet mit „abhalten“. Man kann jemanden von etwas abhalten, ihn hindern, etwas zu tun oder zu sagen. Man kann auch eine Konferenz abhalten oder, wie der Duden ausdrücklich anmerkt, ein Kind abhalten¹ – ich weiß gar nicht, ob Mütter das heute noch tun, ich habe es schon seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Dass wäre dann allerdings auch ein Indiz für eine veränderte „Haltung“ gegenüber dem in der Öffentlichkeit schicklichen Benehmen.

Dann kommt „aufhalten“. Man kann *sich* aufhalten, also verweilen oder etwas aufhalten, nämlich es hemmen, verzögern. „Aushalten“ kann heißen: jemandem das täglich Brot zu gewähren, aber auch „durchhalten“, etwas „ertragen“. „Einhalten“ kann sowohl „aufhören“ meinen als auch „beachten“ (eine Verabredung, ein Versprechen zum Beispiel). „Anhalten“ kann sowohl etwas zum Stillstand bringen, wie auch *selbst* „haltmachen, pausieren“ bedeuten. „Behalten“ heißt einerseits, etwas nicht weggeben, andererseits etwas im Gedächtnis bewahren, nicht vergessen. „Enthalten“ kann sich auf den Inhalt eines Gefäßes beziehen, aber reflexiv gewendet verweist es auf eine Selbstbegrenzung, einen Verzicht. „Unterhalten“ kann etwas so Ernstes wie die Existenzsicherung bedeuten aber auch so etwas Vergnügliches wie einen Zeitvertreib. „Verhalten“ kann „verlangsamen, hemmen“ meinen und andererseits „sich benehmen“.

Nehmen wir dann noch die im Duden nicht verzeichneten Zusammensetzungen mit gedoppelten Präfixen wie „vorethalten, beibehalten“ oder mit Adverbien wie „innehalten, geheim halten, fernhalten, sich fernhalten, offenhalt“ hinzu, dann wird das Bedeutungsspektrum des Grundwortes „halten“ immer bunter, vielfältiger, aber auch immer verwirrender, und Verwirrung hat ja viel mit Haltlosigkeit zu tun.

*Der Halt, der mir bei
dieser Spurensuche
abhandengekommen ist,
ist meine Naivität.*

Hier kann ich mir einen Nebengedanken nicht verkneifen: Der Halt, der mir bei dieser Spurensuche abhandengekommen ist, ist meine Naivität. Ich kann, wenn ich künftig von „Haltung“ spreche, nicht mehr so einfach im Ungefähren und im Trüben fischen. Ich bin ins Stadium des Reflektierens geraten und von da führt kein Weg zurück in die Naivität. Das hat die Tagungsleitung uns eingebrockt, dass sie uns allen hier – um es mit Heidegger zu sagen – „Bedenkliches zu bedenken“ gegeben hat, als sie uns dies Thema stellte. Bedenklich im doppelten Sinn, dass es sich um etwas Bedenkenswertes handelt, das bedacht sein will, aber auch um etwas, das in die Krise, also in einen äußerst bedenklichen Zustand geraten ist. Wären „Halt“ und „Haltung“ relativ verlässliche Bestandteile unseres täglichen Lebens, dann wären sie nicht zum Tagungsthema geworden, dessen bin ich mir sicher.

Ich gehe also davon aus, dass wir gehalten sind, uns um das, was hier zur Debatte steht, zu sorgen. Natürlich kann ich mich immer noch weigern, mich dieses Thema angehen zu lassen, aber das wäre keine Rückkehr zur Naivität, sondern blanke Ignoranz. Wenn das der Tenor dieses Kongresses ist, dass sein Gegenstand Anlass zu Besorgnis gibt, dann heißt das zugleich, dass „Halt“ und „Haltung“ positiv konnotiert sind und ihr Verschwinden negativ, und vielleicht soll damit auch insinuiert werden, dass etwas für ihren Erhalt oder ihre Wiederbelebung getan werden soll. Eine Aufgabe für Pädagogen und Therapeuten? Beides ist durchaus nicht unstrittig. Karl Jaspers zum Beispiel, der sich mit Fragen der Haltung ausgiebig beschäftigt hat, sieht in ihr durchaus nicht nur etwas Erstrebenswertes, sondern eher so etwas wie eine nicht umgehbare Notwendigkeit: In jeder Haltung[#] könne der Ansatz zur möglichen Verkümmern „echter Existenz“ (prallen Lebens) gesehen werden. Jede Gewohnheit schränke, wie jede Haltung, den Bereich des Möglichen ein. Es gehe darum, jede Verfestigung zu meiden, denn:



FOCUS

„Haltung verabsolutiert, macht starr und tot.“ Haltung sei nur dadurch zu legitimieren, dass der Mensch konstitutionell unfähig sei, jeden Augenblick aus dem Ursprung zu leben (Ritter 1974, S. 991). Demnach wären Halt und Haltungen nichts anderes als Daseinskrücken, von denen man so wenig wie möglich Gebrauch machen sollte. Auch die Frage, ob aus dem Niedergang von Halt und Haltung therapeutische oder pädagogische Herausforderungen und ein Bedarf an neuen Dienstleistungssparten erwachsen, muss äußerst skeptisch beurteilt werden.

Auch die Frage, ob aus dem Niedergang von Halt und Haltung therapeutische oder pädagogische Herausforderungen und ein Bedarf an neuen Dienstleistungssparten erwachsen, muss äußerst skeptisch beurteilt werden.

Meine Besinnung auf die vielfältigen Wortbedeutungen, die aus dem Verb ‚halten‘ entspringen, führt, im Gegensatz zu Jaspers Skepsis, zu der Einsicht, dass Halt und Haltung zu den bedrohten Arten im fortschreitenden Prozess eines kulturellen Artensterbens gehören. Von welchen Lebenskünsten sprechen diese Tu-Wörter – so hießen sie noch in meiner Kindheit? Sie sprechen:

- vom Zögern, Verzögern, Verlangsamem, Bremsen (sich aufhalten, einhalten, innehalten);
- vom Hemmen, Hindern, Begrenzen (jemanden von etwas abhalten, etwas oder jemanden aufhalten, anhalten);
- vom Dulden, Ertragen, Tolerieren, vom Jemanden-oder-etwas-leiden-Können (aushalten, durchhalten);
- von der Fürsorge (jemanden aushalten, unterhalten);
- von der Askese, der Selbstbegrenzung (sich enthalten, sich fernhalten);
- vom Bewahren, Nicht-Vergessen, von der Pflege der Erinnerung (behalten, festhalten).

Lauter Lebenskünste, die heute in einer Epoche, die vom Effizienzrausch und vom knallharten Individualismus erfüllt ist, als Störungen gelten und unschädlich gemacht werden sollen. Der flexible Mensch, die Leitfigur moderner Existenz, lässt sich beschleunigen, sprengt Grenzen, statt sich von ihnen beirren zu lassen, hält nicht aus, sondern packt Probleme an. Er wahrt seinen eigenen Vorteil, stellt Ansprüche, statt sich zu bescheiden, und lernt heute schon zu vergessen, was gestern noch galt. Daraus folgere ich, dass Halt und Haltung in der Entscheidung zwischen Widerstand und Anpassung, zwischen Anstand und Erfolg auf die Seite des Widerstandes und des Anstands gehören. Vorerst nur so viel dazu.

Daraus folgere ich, dass Halt und Haltung in der Entscheidung zwischen Widerstand und Anpassung, zwischen Anstand und Erfolg auf die Seite des Widerstandes und des Anstands gehören.

**Synonyme:
Verführung zu
sprachlicher
Schlamperei?**

Um das sich mir allmählich erschließende Wesen unserer beiden „philosophischen Brocken“ (Sören Kierkegaard) noch schärfer zu konturieren, könnte ich jetzt mein Sprachgefühl dadurch verfeinern, dass ich „Haltung“ ins Verhältnis setze zu Begriffen, die als Synonyme gelten. Allerdings, wie Rosenstock-Huessy anmerkt: „Synonyme gibt es nicht.“ Zwei verschiedene Wörter sind niemals gleichbedeutend. Die unseren Aufsatzunterricht prägende Anweisung, wir sollten, um Wiederholungen zu vermeiden, nach einem Wort gleicher Bedeutung suchen, war eine Verführung zu sprachlicher Schlamperei. Der Erkenntnisgewinn beruht gerade darauf, die fein nuancierten Unterschiede zwischen den scheinbar gegeneinander austauschbaren Wörtern herauszudestillieren. Wie unterscheidet sich *Ihrem* Sprachgefühl nach „Haltung“ von: Gewohnheit, Attitüde, Konvention, Benehmen, Gebaren, Sitte, Brauch, Gehabe, Regel, Moral, Ritual? Und wie von den beiden wehrhaften Begriffen, die heute so sehr en vogue sind und die Diskussion um die sogenannte „Integration“ der zu uns Geflüchteten beherrschen; nämlich „unsere Identität“ und „unsere Werte“. Soll unsere Identität so etwas wie unsere kollektive Haltung sein und unsere Werte deren Inhalt? – Und dann sind da noch die Antonyme: Opportunismus, Routine, Angewohnheit, der Kadavergehorsam und so weiter.

Ich will diese Spur jetzt nicht weiterverfolgen. Die Bedeutungs- geschichte und der Bedeutungswandel kultureller Schlüsselwörter wären der Stoff für zahlreiche sehr originelle Dissertationen. Ich will nur die Frage aufwerfen: Welche Aspekte von „Haltung“ bekommen wir in den Blick, auf die Zunge, wenn wir sie jeweils zu einem dieser ihr mehr oder weniger freundlich gesonnenen Nachbarn ins Verhältnis setzen?

*Es geht darum, den Worten
die Fülle ihrer Mehrdeutigkeit
zurückzugewinnen.*

„Ins Verhältnis setzen“, darum geht es. Es geht darum, den Worten die Fülle ihrer Mehrdeutigkeit zurückzugewinnen. Kein Wort ist eindeutig, es verweist immer auf ein jeweils anderes seiner selbst. Seine jeweilige Ambivalenz, seine Undeutlichkeit und Nicht-Fest- gestelltheit sind das Beste an ihm, denn die lassen uns nicht zur Ruhe kommen und die Sprache lebendig bleiben. Was wir der Sprache tun, das tun wir uns selber an. Und wenn ich die „Hal- tung“ zum schätzenswerten Gut erklärt habe, so hat doch auch Karl Jaspers recht, wenn er in ihr die Gefahr der Versteinerung



wittert und vor der Erstarrung und dem Starrsinn, der Prinzipienreiterei, der Rechthaberei, der Selbsthärtung und vielleicht sogar dem Fanatismus warnt.

Es gibt allerdings noch eine ganz andere Weise, uns über Wörter, die wir mit unserer je eigensinnigen Bedeutung belegt haben, zu verständigen, nämlich sie konkreten Situationen zuzuordnen, Geschichten zu ihnen zu erzählen, Szenen vor Augen zu führen, die Erinnerungen und Erfahrungen im anderen wachrufen. Daraus kann ein Erzählstrom entstehen, der Begriffe wieder in Geschichten zurückverwandelt. Lassen Sie mich Ihnen zwei alltägliche Szenen erzählen, die mich etwas über das Verschwinden von Halt und Haltung in unseren modernen Verhältnissen gelehrt haben.

**Begriffe in
Geschichten
zurückverwandeln**

Die erste Szene spielte sich an einem Samstagnachmittag in Bern ab. Ich war dort zu einer Lesung ans Stadttheater geladen. Zwei Freundinnen begleiteten mich. Nach einer längeren Autofahrt kamen wir gegen 17 Uhr, also kurz vor Geschäftsschluss, ziemlich ausgehungert in Bern an. Wir eilten in eines dieser Kaufhäuser mit den ausgedehnten Lebensmittelabteilungen, um noch rasch etwas Essbares zu ergattern. Unsere Wahl fiel an der Kuchentheke auf Maronentörtchen. Wir diskutierten noch einen Augenblick, ob wir dieser oder jener verführerischen Variante den Vorzug geben sollten, die eine zu 4,50 CHF und die andere zu 4,80 CHF. Ein stolzer Preis. Wir gaben der Verkäuferin unsere Bestellung auf, zwei von diesen und eins von jenen. Sie schaute uns sekundenlang an, dann auf die Uhr und dann ergriff sie mit kalter Entschlossenheit das Tablett mit den kleinen runden Törtchen und beförderte sie mit einem unwiderstehlichen Schwung in einen der bereitstehenden Müllsäcke.

Szene 1

Vollkommen verblüfft zeigten wir schnell auf die andere Sorte und orderten – nun ganz unkompliziert – die drei dort verbliebenen Tortenstücke und versicherten, dass wir sie ordnungsgemäß bezahlen wollten, den vollen Preis selbstverständlich. Wir wurden wieder keines Wortes, nur eines, wie uns schien, leise triumphierenden Blickes gewürdigt, und auch diese Tortenteile wurden vor unseren Augen mit einer zusammenraffenden Gebärde in den Müllsack geworfen. Alles, was sonst noch in der schmuck hergerichteten Auslage lag, nahm denselben Weg. Ich versuchte noch

einen von Resignation schon geschwächten Protest. Keine Reaktion, nur die zügige, unbeirrte Fortsetzung der Kuchenvernichtung.

Wir waren Zeugen eines dramatischen Wertverfalls geworden.

Wir waren Zeugen eines dramatischen Wertverfalls geworden. Eine Ware, die eben noch 4,50 CHF wert war, wurde im Handumdrehen und ohne erkennbare Veränderung ihrer Qualität zu Müll, zu einem Unwert. Und was eben noch verlockend mit allerlei Zierrat zum Kauf dargeboten wurde, wurde auf einmal zu etwas, vor dem man sich ekeln musste: Schmutz, Abfall. Was war ausschlaggebend für die wundersame Verwandlung einer Leckerei in eine ekelhafte Pampe? Der Sekundenzeiger der maßgeblichen Uhr war auf die 12 gesprungen und die 17-Uhr-Position war erreicht. Dienstschluss für die Damen hinter der Verkaufstheke.

Szene 2

Ich fuhr mit einem Intercity-Zug von Mainz zu einem Vortrag nach Bremen. Es war ein heißer Sommertag. Ich saß im ersten Wagen gleich hinter der Lokomotive. Kurz hinter Koblenz begann der Zug zu rucken, es waren entsetzliche Geräusche zu hören, dann die Vollbremsung. Gleich darauf die Lautsprecherdurchsage: „Wir haben soeben einen Menschen totgefahren. Der Zug kann auf unbestimmte Zeit nicht weiterfahren.“

Eine so unverblümete Ansage hatte ich noch nie gehört, und sie tat ihre Wirkung. Die Vorstellung, „auf unbestimmte Zeit“ in diesen heißen Zug eingesperrt zu sein, versetzte mich in Panik. Ich stürzte durch die Wagenreihe, um einen Zugbegleiter zu finden. Als ich ihn bat, mir eine Tür einen Spalt breit zu öffnen, sagte er klar und unmissverständlich: „Das darf ich nicht. Die Sicherheitsbestimmungen, verstehen Sie?“ Ich flehte ihn buchstäblich an, mir zu helfen, aber er blieb ungerührt. Das könne ihn seinen Job kosten. Schließlich schaltete sich ein Arzt ein, der die Szene verfolgt hatte. Seiner medizinischen Autorität beugte sich der Zugchef dann. Es ist ihm aus seiner kategorischen Weigerung kaum ein Vorwurf zu machen, wahrscheinlich steht bei einem Vergehen gegen die Sicherheitsbestimmungen tatsächlich der Job auf dem Spiel.

Standardsituationen – Standardreaktionen

Warum habe ich diese beiden Szenen erzählt? Worin gleichen sie sich und inwiefern sind sie tatsächlich ein Indiz für einen dramatischen Verfall von Haltung? In beiden Szenen werden Entscheidungen nicht situationsabhängig getroffen, sondern verfahrensgemäß.



Genau genommen kann von Entscheidungen der handelnden Personen gar nicht mehr gesprochen werden. Entscheidungsfähigkeit wird ihnen weder abverlangt noch zugetraut. Eine ganz andere Fähigkeit als die, auf eine konkrete Situation angemessen und hilfreich und auf die eigene Erfahrung vertrauend zu antworten, wird von ihnen gefordert. Die Fähigkeit nämlich, diese besondere und einmalige Situation, in der, um eine gute Entscheidung zu treffen, eine Fülle von spezifischen Gesichtspunkten und Belangen zu berücksichtigen wäre, so zu versimpeln und zu nivellieren, dass sie zu einer *Standardsituation* wird, für die ein zuständiger Funktionsträger vorweg gewusste *Standardreaktionen* im Repertoire hat. Das ist das krasse Gegenteil von Haltung, wie ich sie verstehe.

*Das ist das krasse
Gegenteil von Haltung,
wie ich sie verstehe.*

Die Frauen an der Kuchentheke sollen sich nicht darum scheren, ob wir Hunger haben, sie sollen auch nicht danach fragen, wieso etwas, das eben noch 4,80 CHF wert war, in Sekundenschnelle zum Unwert wird. Sie haben nichts anderes zu berücksichtigen, als dass der Ladenschluss pünktlich und ohne besondere Vorkommnisse vonstatten geht. Und das wird ihnen auch noch als ihr wohlverstandenes Eigeninteresse ausgelegt. Denn nur so sei auch ihnen ein pünktlicher Feierabend garantiert. Aber wieso sollte es in ihrem Interesse liegen, grob unfreundlich zu sein und sich den Feierabend durch die Erfahrung der totalen Sinnlosigkeit ihrer Tagesarbeit vergällen zu lassen?

Und für den Zugbegleiter muss es – so will es seine Dienstweisung – zweitrangig sein, ob seine Fahrgäste kollabieren. Die Standardsituation, auf die er die vielschichtigen Verhältnisse reduzieren muss, besteht nur aus einem Sortiment von generellen Sicherheitsmaßregeln.

Dieses Grundmuster finden wir heute in allen Ecken und Winkeln der Gesellschaft. In der Medizin, wo Ärzte und Patienten als Personen füreinander mehr und mehr verschwinden und nur noch als Maßnahmenbündel und Messwerte in Erscheinung treten. In Schulen und Hochschulen, wo persönliche Lehrer-Schüler-Verhältnisse nicht mehr vorkommen. Und sofern sie doch gegen alle Wahrscheinlichkeit und ausnahmsweise zustande kämen, würden sie als störend empfunden und stünden im Verdacht, die Exekution vorfabrizierter Bildungsgänge zu behindern. In Einkaufszentren,

Banken und am Fahrkartenschalter, wo Käufer von Verkäufern nur noch mit einstudierten Freundlichkeitsfloskeln bei Laune gehalten werden und als Personen, die etwas Bestimmtes brauchen, völlig uninteressant sind. Das Interesse gilt nur mehr ihrer abstrakten Kaufbereitschaft. In Ämtern und Behörden, wo die besonderen Anliegen von Einzelpersonen kategorisch ignoriert werden sollen, damit sie als *Fälle* verfahrensförmig abgehandelt und erledigt werden können.

Auf dem Weg in eine menschenlose Gesellschaft

Wir befinden uns im Übergang in die menschenlose Gesellschaft. Natürlich sind die Menschen immer noch da, aber nicht mehr füreinander. Wir haben alle Tuchfühlung verloren und begegnen uns kaum irgendwo noch als Du und Du. Wir wenden unsere Tätigkeiten nicht mehr aneinander, sondern an das Funktionieren einer undurchschauten Maschinerie, in die wir als bloße Funktionspartikel eingeklinkt sind und in der wir so agieren müssen, dass es nicht knirscht. Bezahlt werden wir nicht dafür, dass wir einander wohl tun, sondern dafür, dass wir nicht stören. Um nicht zu stören, müssen wir möglichst wenig Notiz voneinander nehmen und alle Aufmerksamkeit auf den reibungslosen Ablauf der Maschinerie richten, die absoluten Vorrang vor den Belangen der Menschen hat.

Wir haben uns unsere Zuständigkeit für uns selbst und füreinander stehlen lassen.

Wir haben uns unsere Zuständigkeit für uns selbst und füreinander stehlen lassen. Selbst Mütter und Väter sind zu Dienstleistern für ihre Kinder geworden, die sie zur Schultauglichkeit zurichten sollen. Ärzte und Therapeuten machen ihren „Klienten“ ein preislich abgestuftes Serviceangebot, Schüler werden zensiert und mit modularisierten Lernpäckchen abg gespeist und das Interesse an ihnen erschöpft sich darin, dass sie eine Investition in die Zukunft sind, die sich bezahlt machen soll. Auch all das, was wir als technische Errungenschaften feiern, die uns das Leben erleichtern und uns Sicherheit, Bequemlichkeit und Zeitersparnis versprechen, dient dazu, dass wir es nirgendwo mehr miteinander zu tun bekommen. Türen öffnen sich vor mir wie von Geisterhand, schließen sich lautlos hinter mir und ersparen mir jede Rücksicht auf meine Mitpassanten. Immer neues elektronisches Equipment überbrückt jede Berührung mit dem andern. Niederflerbusse machen die Rollstuhlfahrer unabhängig, das gewiss, aber auch ihre Mitmenschen unempfindlich für sie. Die famosen Handtelefone lassen



mich meine Fingerfertigkeit trainieren und mich zugleich verstummen. Das Tête-à-Tête mit dem Computer wird zum Inbegriff des Weltkontaktes. Menschenleere überall, mitten im Gedränge.

Es ist übrigens gar nicht so einfach, meinen Mitmenschen klarzumachen, warum es mir davor graut. Die Angewiesenheit aufeinander steht nicht hoch im Kurs. Sie wird mit Abhängigkeit verwechselt und diese Verwechslung hat Methode. Wir leben in einer Gesellschaft, „in der wir voneinander immer unabhängiger, vom Ganzen aber immer abhängiger werden sollen“ (Strauß 1981, S. 17). Wir streben nach Individualität und Autonomie. Und das pervertierte Verständnis, das wir davon haben, ist die Existenz des Einzelkämpfers und des Alleinunterhalters: Ich brauche niemanden. Ich kann alles allein. Wenn ich niemanden brauche, bin ich niemandem etwas schuldig. Das ist meine Freiheit. Alles, was ich brauche, ist auf dem Markt zu haben. Ein guter Service für alle Lebenslagen ersetzt mir Familie, Freunde und Nachbarn und ist im Vergleich zu diesen extrem pflegeleicht. Man muss ihn nur bezahlen können.

*Und das pervertierte
Verständnis, das wir davon
haben, ist die Existenz
des Einzelkämpfers und
des Alleinunterhalters:
Ich brauche niemanden.*

In diesen entpersönlichten Verhältnissen sind Standards an die Stelle von Haltungen getreten. Die Frage, um die es hier geht, ist elementar. Sie lautet: „Woher weiß ich, was ich soll?“ Und der springende Punkt, der alles entscheidende Unterschied ist, ob ich mich in dieser Frage meiner Haltung anvertraue oder ob ich mich von einem Standard leiten lasse.

Standards anstelle von Haltungen

Also: „Woher weiß ich, was ich soll? Wer oder was sagt mir das? Und von wem lasse ich mir das sagen?“ Es gab immer eine ganze Reihe von Instanzen, die in verschiedenen Belangen gesellschaftlich autorisiert waren, Sollsätze zu verfertigen und dann auch verbindlich zu machen: Recht und Gesetz, Sitte und Anstand, Höflichkeitsgebote, bindende Verträge, militärische Befehlsgewalt, elterliche oder schulische Erziehungsgewalt, aber auch die Rhythmen der Natur, Traditionen und rituelle Gewohnheiten. Die von diesen Instanzen verfügten Sollensforderungen haben keine Ähnlichkeit mit dem Soll, das meiner Haltung entspringt. Aber sie gehören Regimen an, die mit Haltungen von Personen in gewissem Maße koexistieren können, ja sogar auf sie angewiesen sind. Sie bilden den Adressaten ihrer Sollensforderung ein reales, mehr oder weniger

*Die von diesen Instanzen
verfügten Sollensforderungen
haben keine Ähnlichkeit mit
dem Soll, das meiner Haltung
entspringt.*

mächtiges Gegenüber, ein Gegenüber, dem man sich, wenn auch nicht ungestraft, widersetzen oder entziehen kann.

Die Sollensforderungen, die von Standards ausgehen, sind von ganz anderem Kaliber. Sie bilden überhaupt kein Gegenüber. In ihnen klingen keine menschlichen Stimmen mehr durch. Standards sind Ergebnisse von Mess- und Rechenoperationen; sie sind reine Zahlenwerke, von Personen gänzlich abgelöst, am Durchschnitt orientiert. Sie sind das Metier der Ingenieure und Statistiker. Und so sehr darauf gepocht wird, dass sie Indikatoren von Qualität sind, so reduzieren sie doch im Kern alles auf Quantität: die Schüler auf ihre Zensuren, die Leidenden auf ihre Gesundheitswerte, die Leistenden auf ihr Einkommen und die Arbeitenden auf ihren Output pro Zeiteinheit. Standards haben mit Wünschen, Träumen, Befürchtungen und Nöten von Personen nichts zu tun, sie treten als *Systemerfordernisse* in Erscheinung oder vielmehr gerade nicht in Erscheinung. Sie sind als stumme Kommandos so allgegenwärtig und haben einen solchen Grad an Selbstverständlichkeit angenommen, dass es äußerste gedankliche Mühe braucht, um sie wieder fragwürdig zu finden. Das macht die Selbstverständlichkeiten so gefährlich, dass sie scheinbar keine Geschichte haben, keinen Anfang und darum auch kein Ende: „So war’s schon immer, und so wird es immer sein.“

Aber Standards haben eine bewegte Bedeutungs- und Wirkungsgeschichte. Es ist der Mühe wert, ihren Werdegang in einigen Stationen nachzuzeichnen. Das hilft uns vielleicht, sie zu enttarnen, sie in den Selbstverständlichkeiten, in denen sie sich versteckt halten, aufzustöbern. Ich gehe also davon aus, dass die Orientierung an Standards die Möglichkeit ausschließt, Urteile und Entscheidungen auf eine eigene Haltung zu gründen, und darum ist es notwendig, ihnen auf die Schliche zu kommen.

Dem Standard auf die Schliche kommen

Das Wort „standard“ gehört ursprünglich in die Sprache des Militärs und bezeichnet ein handfestes Ding, eine Königsfahne nämlich (the king’s standard), ein aufrecht stehendes Feldzeichen, das den Sammlungspunkt des Heeres markierte (Pfeifer 1993, S. 1342). Eine gewisse pragmatische Befehlsgewalt wohnte diesem Ding also von Anfang an inne. Eine erste Bedeutungserweiterung ins Symbolische erfuhr der „Standard“, als er selbst als „Quelle von



Autorität“ aufgefasst wurde, und dann wurde er zu einem mit „Autorität ausgestatteten Vorbild von Korrektheit“ aufgebläht (Williams 1981, S. 248).¹ Damit wurde die vom Standard ausgehende Sollensforderung unanfechtbar, über allen Zweifel erhaben.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts passierte dann eine entscheidende Wende. Durch behördliches Dekret wird in England das „Standard English“ eingeführt, eine einheitliche, für alle Untertanen verbindliche, einzig korrekte Sprache; mit der Folge, dass die von der Mehrheit der Engländer gesprochenen regionalen Muttersprachen per Dekret zu falschem Englisch erklärt wurden. Das sichert dem „Standard“ eine ganz neue Dimension von Macht zu. Denn ab diesem Zeitpunkt wird er zu einer maßgeblichen Instanz, die darüber entscheidet, was in einer Gesellschaft als normal zu gelten hat. Überlieferte und gelebte Normalität kann durch die Verordnung eines Standards mit einem Schlag außer Kraft und ins Unrecht gesetzt werden. Und wer dem gesetzten Standard nun nicht genügt, wird deklassiert. Normalität erwächst dann nicht mehr aus dem, was Menschen tagtäglich tun und wie sie leben, sprechen, und miteinander umgehen, sie kann mit einem expertokratischen Federstrich dekretiert werden. Alle werden daran gemessen und gewogen und entweder als normal oder zu leicht befunden. Der Standard gibt ein Mittelmaß an, dem alle genügen müssen, um nicht aus der Zugehörigkeit zur Normalität herauszufallen.

*Das sichert dem „Standard“
eine ganz neue Dimension
von Macht zu.*

So wurde, um Ihnen ein weniger angestaubtes Beispiel als das des Standard English zu geben, im vergangenen Jahr in den Vereinigten Staaten der als gesundheitlich unbedenklich (also normal) geltende Bluthochdruckwert – der natürlich selbst ein Standard ist – von 140 zu 90 auf 130 zu 80 abgesenkt. Danach wachten 30 Millionen Amerikaner, die gesund ins Bett gegangen waren, am anderen Morgen krank wieder auf, ohne dass sich an ihrem Befinden irgendetwas geändert hatte. So wie Standard Englisch aus sprachmächtigen und sprachschöpferischen Menschen sprachlose und bildungsbedürftige Mängelwesen machte, so wurden 30 Milli-

¹ „Standard ..., so viel wie gesetzlich normal, mustermäßig ... im englischen und nord-amerikanischen Maß-, Gewichts- und Münzwesen die einem bestimmten Gesetz entsprechenden Einheiten“, so zum Beispiel die Anteile des Feingoldes an der Goldlegierung. Meyers Großes Konversationslexikon, 6. Auflage, 18. Band, Leipzig und Wien 1909, S. 844.

Das Paradox der Standards

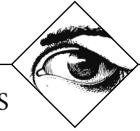
*Aber wie ist es möglich, dass
Gleichheit und Ungleichheit
gleichzeitig zunehmen?*

onen gesunde Amerikaner über Nacht zu behandlungsbedürftigen Patienten.

Standards machen aus *daseinsmächtigen* Menschen *belieferungsbedürftige Mängelwesen*, und das ist der Menschentyp, den die auf entfesselte Produktivität und unersättlichen Konsum gegründete Wachstumsgesellschaft zu ihrer Bestandssicherung braucht. Aber Standards können noch mehr: Sie sind in der Lage, weltweite Gleichheit herzustellen und – und das ist das Famosere an ihrer fatalen Logik – gleichzeitig wachsende Ungleichheit. Wir sehen uns heute dem Paradox gegenüber, dass wir uns vor der rasanten Entwicklung der weltweiten Gleichheit ebenso fürchten müssen wie vor der noch rasanteren Entwicklung der weltweiten Ungleichheit. In gewisser Hinsicht leben wir längst in einer Welteinheitskultur, die eine Monokultur des Denkens hervorgebracht hat. Aber wie ist es möglich, dass Gleichheit und Ungleichheit gleichzeitig zunehmen? Standardisierung ist eine Strategie der Vereinheitlichung, mit dem Ziel, alles mit allem vergleichbar zu machen. Vergleichbar wird alles mit allem, wenn ihm ein Wert zugemessen werden kann, der sagt, was ein Ding, ein Mensch, eine Idee, eine Leistung, ein Stück Natur kostet.

In der alten Welt galt, dass alles Ding *seine Zeit* hat, das heißt seine ihm eigene und ihm gemäße Gangart. Daraus entstand unermessliche kulturelle Vielfalt. Unter dem Regime der Standards gilt, dass alles seinen *Preis* hat und dadurch gegeneinander austauschbar und aufrechenbar wird. Dafür ist die Voraussetzung, dass alles durch Zahlen repräsentiert werden kann und von der Verschiedenheit vollständig abgesehen werden muss. So kann man zu guter Letzt einen Kriegseinsatz mit einer Sonntagspredigt, einem Eigenheim oder Marzipankartoffeln vergleichen. Wichtig ist allein, welchen Preis etwas hat. Nachdem aber die Gleichgemachten nicht mehr in Verschiedenheit koexistieren können, müssen sie als Gleiche konkurrieren, will sagen sich abstrampeln, um sich in der Hierarchie der Gleichen nicht nur zu behaupten, sondern zu siegen. Wobei der Sieg um so glanzvoller ist, je mehr Rivalen zur Strecke gebracht wurden.

Die Konkurrenz um Konformität wird zum Lebensmuster. Diese verrückte Logik, dass alles gleich werden muss, um unterschieden



werden zu können, ist die Logik einer Gesellschaft, die Ivan Illich „Absurdistan“ nannte. In Absurdistan ist das gesellschaftliche Klima vergiftet, weil die moralischen Forderungen und die Erfolgskriterien in direktem Widerspruch stehen. Die Sollensforderungen, denen die Mitglieder genügen sollen, sind auf eine paradoxe Weise unerfüllbar, sie machen Entscheidungen und Haltungen unmöglich: Schüler sollen solidarisch und freundlich miteinander umgehen, aber belohnt werden sie dafür, dass sie auf Teufel komm raus rivalisieren. Flüchtlinge sollen sich bis zur Selbstverleugnung anpassen, aber erwartet wird von ihnen, dass sie so schnell wie möglich wieder verschwinden. Alte sollen sich zur Rüstigkeit ertüchtigen, sich fit halten, aber sich mit einem eingeschränkten Daseinsrecht begnügen. Konsumenten sollen der Auto- und Tourismusindustrie aufhelfen, aber gleichzeitig Verantwortung für das Klima übernehmen. Eltern sollen ihre Kinder lieben, sie aber gleichzeitig als Investition in die Zukunft, als Kapitalanlage betrachten.

Unter solchen Ansprüchen kann man nur verrückt oder apathisch oder gewalttätig werden. Oder gibt es eine Möglichkeit, dem Irrsinn nicht zu verfallen? Ivan Illich zitiert den amerikanischen Komiker Bob Hope, der schon in den 1960er-Jahren mit einem Stoßgebet dafür plädierte, aus Absurdistan zu desertieren. „Lord, let the world stop for a moment, I want to get off!“

Ivan Illich weiß sehr wohl, dass man in Absurdistan Gefahr läuft, seinen gesunden Menschenverstand zu verlieren und sich darum davon fernhalten sollte. Er stellt aber mit einem leisen Bedauern fest, er sei nicht Bob Hope und glaube nicht daran, dass man aus dem System Absurdistan noch aussteigen könne. „Aber“, sagt er dann, „ich will nicht in diese Welt gehören, ich will mich in ihr als Fremder, als Wanderer, als Außenseiter, als Besucher, als Gefangener fühlen ... Ich spreche von einem Vorurteil, also einer Haltung, nein, nicht *einer* Haltung, *meiner* Haltung. Nicht einer Meinung, Wertung, Ausgangshypothese, sondern einer Grunddisposition. Einem Grund, auf dem ich stehe, auf dem ich be-stehe, auf den ich mich in jedem Punkt besinne.“²

2 Ivan Illich: Vorlesungsnotizen im Wintersemester 1998/99 in Bremen. (nachträglich durchgezählte Seiten des Manuskriptes, S. 33. (Auffindbar im Illich-Archiv in Wiesbaden unter: Stiftung Convivial, Blücherstraße 28, 65195 Wiesbaden).

Haltung ist also da *vor* allem Urteil in je konkreten Konflikten. Sie ist der Boden, aus dem das Urteil erwächst, sie ist dasjenige, *auf* dem ich bestehe und *aus* dem *heraus* ich bestehe. Sie begründet mich als Person und macht es mir mitten in Absurdistan immer noch möglich, „ich“ zu sagen, vor allem aber „Danke, Nein!“ zu sagen zu den Sollsätzen, die sich Autorität im Namen von Standards und Systemerfordernissen anmaßen.

Wie entsteht eine Haltung?

Wie Standards zustande kommen, können wir wissen. Sie sind Ergebnisse von abstrakten Rechenoperationen, die alle Welt in Zahlen und Geldwerte verwandeln und die von Experten mit Autorität ausgestattet werden. Aber wie entsteht eine Haltung?

Mit dieser Frage treffen wir in der abendländischen Geschichte auf zwei Traditionen. In der Antike wurde Haltung, *Hexis*, durch Einübung guter Gewohnheiten erworben. Sie entstand aus der wiederholten Übung tugendhaften Verhaltens, wobei Aristoteles darauf baute, dass der Mensch nichts anstreben, begehren, wollen kann, was ihm nicht im Lichte von irgendwie doch Gutem erscheint. Für den Griechen ist eine ungute Wahl „... vor allem dumm, ungebildet, grotesk und jedenfalls der Entfaltung des so Handelnden widerwärtig“, lese ich bei Ivan Illich.³

Haltung ist also nichts, was ich mir als Erfolg einer eigenen Anstrengung erhoffen kann.

Der andere Traditionsstrang ist der jüdisch christliche. In ihm wird das, was mir als Haltung zuwächst, als ein Geschenk wahrgenommen, das ich der Begegnung mit dem oder der anderen verdanke. Haltung ist also nichts, was ich mir als Erfolg einer eigenen Anstrengung erhoffen kann. Und die Begegnung mit dem anderen, dieser einzigartige, immer überraschende Augenblick kann nicht durch meine Absicht und meinen Plan hergestellt werden. Ich kann zwar veranlassen, dass deine und meine Wege sich kreuzen, dass wir füreinander physisch anwesend sind, aber nicht, dass wir füreinander anwesend sind. Füreinander anwesend sein heißt nicht, dass ich den anderen verstehe, es heißt vielmehr, dass ich ihn unangetastet lasse in seiner Andersheit.

Eindringlich warnt Emmanuel Lévinas, davor, den anderen verstehen zu wollen. Das Verstehen beschädigt ihn, weil es ihn, Lévinas

³ Ebenda S. 13.



(1998, S. 186, 191 und 215) zufolge, „verselbigt“, d.h. zurechtstutzt auf mein Verständnis von ihm oder ihr. Wenn ich dich verstehe, kann ich dir nicht mehr begegnen. Ich kann kein Gegenüber mehr in dir finden, denn was mir in dir begegnet, bist nicht du, sondern das Bild, das ich mir von dir mache. In letzter Instanz begegne ich im Verstehen immer nur mir selbst. Ich beraube mich der Möglichkeit, mich durch dich, durch dein Anderssein, verstören und dann vielleicht auch verwandeln zu lassen. Nur wenn ich mir selbst fremd werde, gibt es diese Chance der Verwandlung, die in immer neuen überraschenden Begegnungen mit dem anderen – in seiner männlichen, weiblichen und sächlichen Bedeutung – in mir eine Haltung erblühen lassen kann.

*In letzter Instanz begegne
ich im Verstehen immer nur
mir selbst.*

Aber wie dann soll diese Begegnung zustande kommen? Durch die Erfahrung des anderen? „Mit diesem Wort“, sagt Lévinas, „bin ich sehr vorsichtig. Erfahrung ist [bereits] Wissen“. Es ist vielmehr so, dass „das Anwesen des Anderen (mich) berührt ... Berührt ist besser – je suis touché –, weil ich dann eigentlich passiv bin. Ich bin angegangen. Auf Deutsch sagen Sie sehr schön: Der Andere geht mich an“ (Rötzer 1987, S. 96). Wenn mich der andere angeht, kann ich mich in ihm spiegeln, und dabei lerne ich ganz allmählich „ich“ zu sagen und bekomme den Boden unter die Füße, auf dem ich stehen und be-stehen kann und der mir Halt und Haltung gibt. Das Einzige was nottut, ist, empfänglich zu sein für den anderen und das andere, und das ist nichts, was man sich vornehmen kann. Das geschieht, ausgelöst, ermöglicht durch den anderen, der mich in all seiner Befremdlichkeit angeht.

Haltung erfordert Askese, nicht, wie Illich feststellt, Verzicht auf Wein, Weib und Gesang, sondern Askese gegenüber den modernen Selbstverständlichkeiten. Und dazu gehört wohl, dass wir der verzahlten Welt der Algorithmen die Gefolgschaft verweigern und die Welt erzählen. Das setzt Philia, Befreundung mit ihr und Lust am Staunen und an der Überraschung voraus.

Literatur

PROF. DR.
MARIANNE GRONEMEYER,
ERZIEHUNGS- UND
SOZIALWISSENSCHAFTLERIN,
WISSENSCHAFTLICHE
PUBLIZISTIN.
WWW.MARIANNE-
GRONEMEYER.DE

- Kluge, F. (1989): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 22. Aufl. Berlin: De Gruyter; Artikel „halten“, S. 289.
- Laing, R.D. (1969): *Phänomenologie der Erfahrung*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lévinas, E. (1998): *Die Philosophie und die Idee des Unendlichen*, in: Lévinas, E.: *Die Spur des Anderen*, 3. Aufl. Freiburg: Alber.
- Pfeifer, W. (Hrsg.) (1993): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, Bd. 2, 2. Aufl. Berlin: Akademie-Verlag; Artikel „Standard“, S. 1342.
- Ritter, J. (Hrsg.) (1974): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Band 3. Basel: Schwabe; Artikel „Haltung“, S. 991.
- Rosenstock-Huessy, E. (1963): *Die Sprache des Menschengeschlechts*, Bd. 1. Heidelberg: L. Schneider.
- Rötzer, F. (Hrsg.) (1987): *Französische Philosophen im Gespräch*. München: Boer; Beitrag „Emmanuel Lévinas im Gespräch mit Florian Rötzer“, S. 96.
- Strauß, B. (1981): *Paare Passanten*, 2. Aufl. München: Hanser.
- Williams, R. (1981): *Keywords. A Vocabulary of Culture and Society*, 7. Aufl. Fontana.

Anmerkungen der Herausgeberin

- i Ein Kind zum Pipimachen hochhalten, über einer Grünfläche z.B.
- ii Karl Jaspers (1883–1969) lebte in einer bürgerlichen Gesellschaft, für die „Haltung bewahren (Contenance) Ausdruck einer erstrebenswerten Selbstbeherrschung war, auch und gerade angesichts erschütternder Begebenheiten („Ein Mann weint nicht“). Auf diese Erwartung an das Bürgertum (die nicht für Arbeiter oder Bauern galt) reagierte Jaspers mit seiner kritischen Anmerkung.